

Erzgebirgische Heimatblätter



Nr. 1 — Neujahr 1935.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf Nr. 3242 u. Nr. 3243.

Frohe Fahrt ins neue Jahr!

Wir Menschen sind alle auf Reisen. Wir haben keine bleibende Statt auf Erden, auch wenn wir wännen, in unserem behaglichen Heim noch recht viele Jahre auf Erden bleiben zu können. Immer zur Jahreswende, wenn

hoch vom Turm der Glocken Lied erklingt, da spüren wirs mehr als sonst, daß die Reise mit uns nun wieder ein Stück weiter gegangen ist, wir spüren vielleicht auch an unserer Gesundheit, an unserem Befinden. Reisen macht immer Beschwerden u. macht am Ende auch müde. Erst will man recht, recht viel sehen von der Welt, aber allmählich läßt das doch nach. Wohin reisen wir denn nun eigentlich? Wenn wir uns heute zum Jahreschluß umschauen, dann fehlt wieder manch lieber, guter Reisegefährte. Ist er unterwegs ausgestiegen? Wohin ist er denn gegangen? Wie lange werde ich denn selbst noch reisen? Seht, das sind alles ernste Neujahrsfragen und wenn wir hier auf unserem Bilde den gelben Schwager durch die engen Straßen des Städtchens fahren sehen, dann dünkt uns fast, als wenn früher das Reisen viel geruhsamer vor sich ging. Heute ist alles viel schneller. Wer wollte denn noch von uns mitfahren mit diesem alten Gefährt? Zur Beförderung der Neujahrspost wird diese Postkutsche in unserem Gebirge überall noch verwendet. Viel gute Wünsche

bringt uns der gelbe Schwager auf seiner Neujahrsfahrt, aber die anderen Lasten oder gar uns selbst, — kann er doch nicht mitnehmen auf seiner Fahrt. Es muß also ein anderes Verkehrsmittel sein, ein größeres, welches uns mitnimmt.

Da kommt uns eine Betrachtung zur Hand, die uns zum Neujahrstag auch für unsere Leser recht wertvoll erscheint. „Die große Reise!“ Da sind wir alle dabei. Wir gehen mit zum Bahnhof und sehen die Züge kommen und gehen. Viele Menschen haften und gehen dort. Werden sie alle Platz finden? Und was für Ziele mögen sie wohl haben? Ueber dem Anblick der großen Menge heimwärtsstrebender Menschen erinnerte ich mich an ein Gleichnis. Es handelt von der großen Reise der Menschen ins Himmelreich. Die Züge, die dorthin fahren, sind zu verschiedenen Tageszeiten verschieden stark besetzt. Vormittags, das heißt: wenn die Menschen jung sind, fahren wenige mit. Mittags und nachmittags, wenn sie also

Männer und Frauen geworden sind und den heißen Lebenskampf schon gespürt haben, nimmt ihre Zahl schon zu. Abends aber, wenn sie alt und grau geworden sind, ist großer Andrang, dann wollen sie alle noch mit, wollen heim ins rechte Vaterland. Stimmt das Gleichnis? „Mein Leben ist ein Pilgrimstand, ich reise nach dem Vater-



land.“ Es ist wahr, daß bei der Jugend diese Reiselust nicht groß ist. Es ist ja noch so vergnüglich da, wo man ist, man hat so viel vor, das ganze Herz ist voll Pläne, Wünsche, Hoffnungen und Erwartungen. Und dazu hat die Jugend unserer Zeit noch ihre besonderen Hemmungen. Ein Lehrer sagte mir: „Selbst die Schulkinder sind ganz anders als sonst, man muß die Zügel viel fester fassen als früher.“ Und wenn sie die Schule hinter sich haben und heranwachsen, möchten sie wohl frei und ungebunden die Welt durchwandern, Neues sehen, unterwegs miteinander scherzen und fröhlich sein, aber an die große Reise denken wenige. Die Vormittagszüge sind leer. Doch der Lebens- tag geht seinen Lauf und auf den Morgen folgt der Mittag. Die Sonne steht hoch und scheint heller in alle Winkel, zeigt das Leben in seiner wahren Gestalt. In ihrem grellen Licht unterscheidet der Mensch deutlicher den Wert und Unwert der Dinge. Mancher Plan mißlingt, mancher Wunsch wird nichtig, Hoffnungen zerpringen wie bunte Seifenblasen, Erwartungen trügen wie Irrlichter. Die Zweifelhastigkeit menschlichen Wissens, die Vergänglichkeits irdischen Ringens und Kämpfens wird vielfältig offenbart. Da aber, in und nach solchen ersten Erfahrungen, beginnt der Mensch, sich zu besinnen. In der Not innerer Vereinsamung hebt er den Blick nach einer besseren Heimat. Er erkennt langsam, aber um so gewisser das rechte Ziel und macht sich reisefertig. Er wandert aus seinem Vaterlande und aus seiner Freundschaft in ein Land, das Gott ihm zeigt. Die Züge des Nachmittags füllen sich allmählich. Bist du auch auf der Reise, so wollen wir uns die Hand reichen und miteinander gute Reisefreundschaft halten. Die Jahre kommen und gehen mit

immer rascherem Schritt. Ehe man sich's versieht, ist das Haar grau, das Auge trüb, die Kraft dahin. Während die Glieder untätig sein müssen, haben die Gedanken Zeit, sich zu ergehen im weiten Felde der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Wer es bis dahin noch nicht erkannte, erkennt es nun: Eins aber ist not! Der Abend ist da, und die Nacht steht vor der Tür. Es wird Zeit zur Reise. Und siehe, die Abendzüge sind voll. Wenn die Nacht kommt, ist man gern daheim. Stimmt das Gleichnis? Wir lesen in den heiligen Schriften von der großen Reise des auserwählten Volkes ins gelobte Land. 600 000 empfingen die Verheißung, daß sie ins Land kommen sollten, wo Milch und Honig fließt. Aber wieviele kamen hinein? Nur zwei! So darf es uns nicht gehen auf unserer großen Reise! Mache dich zeitig genug auf! Warte nicht bis zum letzten Abendzug, du könntest ihn verpassen.

Diese ersten Gedanken über die Fahrt ins neue Jahr sollen uns aber nicht etwa traurig stimmen. Im Gegenteil, fröhlich sollen sie uns machen, denn wir schreiben von einer frohen Fahrt ins neue Jahr. Daß uns Gottvater seinen Segen und rechte Freude gebe im neuen Jahr, wünschen wir all unseren Lesern. Aber fertig sollen wir immer zur Reise sein, auch in diesem Jahr. Innerlich gefestigte Menschen müssen wir sein, die immer fertig sind, dorthin zu reisen, wohin sie Gott bestellt. Wir Menschen sind immer auf Reisen. Durch gute und böse Tage geht die Fahrt des Lebens, aber mit jedem Jahr, mit jedem Tag gehts heimwärts zu Gott. Das ist der Sinn unseres Lebens, das Ziel der frohen Fahrt. Wir reisen: Mit Gott! S. Sdl.

Silvesterstunde in einer erzgebirgischen Gaststube

Die Silvesterstunde brach an. In der „Gaststube“ des Wirtshauses in Kr. waren viele Einwohner des Dörfchens versammelt, gemeinsam das alte Jahr zu verabschieden und das neue zu begrüßen. Die jüngeren Leute saßen an kleinen viereckigen Tischen, die an zwei mit Efeu dicht bewachsenen Wänden der Gaststube aufgestellt waren; die älteren, „de Männer“, die Väter der „Stadt“, hatten am Stammtische Platz genommen. Die „Hungratiu“ an diesem Tisch führte das Wort, während die anderen meist still zuhörten, ihre „Pfeif Böhmisches“ rauchten, ihr „Tip-pel“ Wiesenthaler tranken und mächtige Lachsalben abgaben, wenn von einem der „Grußen“ ein Biß erzählt worden war. Allgemeine Lieder wurden gesungen, und an jedes schloß sich der „Kantus“ an:

„Ham mr aans gefunge,
‘s hot net schie geklunge,
Wöll'n mr noch aans finge,
Dos soll schänner klinge!“

„Wie lang dauert da 's alte Gahr noch?“ fragt der Hans-Michel-Kar. „'s dauert gerod noch ä halbe Stund“, antwortet ihm der „Stroßenwärter“. „Na“, sagt der Pächler-Rand, „do könne mr doch noch ä paar Tschumperliedle finge!“ „Du laßt gleich selber ämol aans lusttrühe!“ wirft der Schmiedel-Anton ein, „du hast meilög an schinnsten finge könne! Sing nár ämol dei Leibliesel!“

Der „Rand“ läßt sich nicht zweimal sagen; er setzt sich in „Posentur“ und legt los:

„: „Ginne mr ämol nüber :; — — — — —
Ginne mr ämol nüber zum Schmied seiner Fraa.
: „Ginne mr ämol nüber :;
Ginne mr ämol nüber zum Schmied.
Dr Schmied, dar hot ä Sau geschlacht
Un hot a gute Wurscht gemacht —
: „Ginne mr ämol nüber :;
Ginne mr ämol nüber zum Schmied.“

Nachdem sich der „Rand“ durch einen kräftigen Schluß gekürzt hat, wendet er sich zu seinem Nachbar: „Ru, Mann-Lob-Fritz, ihe laßt du aans machen!“ „D'was da gleich?“ besinnt Fritz. „Dech war ämol dos finge, was ich von meiner Alten ant ho; dos gieht äsu:

„Fritz, bleib do, mr wäß noch net, wie's Watter ward.
Fritz bleib do, mr wäß noch net wie's ward.
's könnt rengen, 's könnt schneie,
's könnt oder aah schie Watter warn,
Fritz, bleib do, mr wäß noch net, wie's ward.“

Auf allgemeines Verlangen muß auch der „Bürgemaaster“ eins singen. Er wartet gern mit „Tschumperliedeln“ auf, die er sich selbst „zammreimt“. „Singt nár alle ne Schwanz naus miet“, sagt er und beginnt:

„De Kratschumer Weibsen habn schiene Röck ah,
Die sei se noch schillig (schuldig) dan Buchhölzer Naa!
Holla deriala, holladere, holla deriala, hopfajafa.“

„Ihe saahl'n nár noch fims Minuten“, bemerkt der Straßenwärter. „Na, do hult nár de Weibsen aus dr Ruch rei“, fährt er fort, „die müssen doch heit e halbn Jantner Blei gegossen hobn — un machi's Fenster a Gelackel auf, doß mr 's Silvestergeleit härt, wenn's lusgieht.“ Kaum sind die letzten Weibsvölker: 's Mühl-Gustel, de Bennichlieb-Ida und 's Zahlob-Mienel, eingetreten, tönt eine Stimme von draußen: „Se leiten, se leiten!“

In der Gaststube, wo eben noch gelacht und gekichert worden ist, wird's still und feierlich, „wie in der Kirch“, auf allen Gesichtern spiegeln sich Andacht und Ernst. Pot-Ferdenand steht mit gefalteten Händen auf und spricht: „Ru wöll'n mr wie alle Gahr aah heier unnern Barsch finge!“ Alle Anwesenden erheben sich, und in „stimmungsvollen Dissonanzen“ klingt's durch den Raum:

„Das alte Jahr ist nun entflohn,
Wir leben in dem neuen schon,
O Gott im Himmel, dir sei Dank —
Dich preise unser Lobgesang!“

Alle nehmen wieder Platz; Pot-Ferdenand ergreift das Wort zu einer Ansprache. Am Schluß derselben sagte er: „Un nu wünsch ich allen ä rechts gesund's, glücklich's nei's Gahr! Nimm alle eire Gelöser, mr wöll'n offs nei Gahr abstußen!“

Alle ergreifen die mit dampfendem Silvestergrog gefüllten „Faustpensen“. Nun gibts ein Gläserklingen, ein Prostrufen, ein bewegtes Durcheinander und nun wird noch bis zum frühen Morgen gelacht und getanzt.

Bleigießen in der Neujahrsnacht im Erzgebirge

Unser Erzgebirge ist reich an Sitten und Bräuchen. Dazu gehört auch das Bleigießen in der Neujahrsnacht. H. Löcher schreibt u. a. darüber:

Im Erzgebirge gehört diese Sitte gerade zu den Wahrzeichen dieses Festes, und das beliebteste und bekannteste mundartliche Weihnachtslied beginnt gleich mit den Worten:

„Heit is dr heil'ge Ohnd, ihr Maad,
Kommt rei, mr giehn Blei!“

Neben diesem Abende steht der Silvesterabend im Vordergrund. In der Stunde, da ein neues Jahr aus dem Meere der Zeiten

emportaucht, meint das Volk einen Blick hinter den Vorhang der Zukunft tun zu können. Nicht so bedeutungsvoll ist der 3. Feiertag der Weihnachtszeit: Hohnenjahr oder Dreikönigstag, der Schluß der zwölf Nächte. Auch dieser Feiertag hat seinen heiligen Abend. Die Nacht auf dies Fest hieß im Mittelalter die leuchtende Nacht. Um einen festen Körper zu gewinnen, der zu jeder gewünschten Stunde neue und eigenartige Formen annimmt, die noch dazu unabhängig von des Menschen Hand und Willen entstehen, griff man zum leicht schmelzbaren und ebenso schnell erstarrenden Blei oder Zinn. Im Erzgebirge findet man den besonderen Brauch, dazu ein am Christabend gelegtes Ei zu verwenden. Man schlägt es nachts 12 Uhr in ein Glas, stellt es unter das Bett und ergründet am Morgen aus den entstandenen Figuren die Zukunft. In Franken lassen die Mädchen in der Weihnacht Wasser gefrieren und deuten aus den Eisfiguren den Beruf des zukünftigen Gatten. In der Oberpfalz ist man der Ansicht, dies gelänge am besten, wenn man sich vorher in diesem Wasser die Füße gewaschen habe. Zu diesen Arten, die Zukunft zu erforschen, gehört auch der fast überall in Deutschland geübte Brauch, daß die Mädchen an den genannten Abenden einen Apfel schälen und die möglichst lange und dünne Schale mit der rechten Hand rückwärts über die linke Schulter werfen. Aus den sich bildenden Figuren suchen sie dann den Anfangsbuchstaben vom Namen des zukünftigen Geliebten zu deuten.

Doch zurück zum Bleigießen! Wer es recht ausführen will, hat mancherlei dabei zu bedenken. In den meisten Gegenden unseres Vaterlandes wird gefordert, daß man zum Bleigießen lauter ererbte Geräte benutze. Man schmilzt das Blei in einem Erblöffel, gießt es durch einen Erbschlüssel in eine Erbschüssel. Der Erbschlüssel vertritt das Recht des Hausbesitzes, die Erbschüssel das für die Wirtschaft so wichtige Wasserrecht, der Erblöffel die Nahrung der Familie. Der Aberglaube benutzte darum

am Andreasabend auch den Erbbaum, der den Besitz des ganzen Gehöftes vertritt, um durch Rütteln daran den zukünftigen Geliebten zu erfahren. Es gilt ferner, beim Bleigießen noch verschiedene andere Forderungen zu erfüllen. Manche gießen das geschmolzene Metall durch den Ring des Schlüssels, andere durch den Bari, der aber dann die Form des Kreuzes bilden muß.

Im Erzgebirge spricht man bei der Bornahme dieses Brauches den Vers:

Ich gieß mei Zinn un Blei;
Wos ward mei Handwart sei?

Aus den entstehenden Figuren deutet man dann besonders gern den Stand des zukünftigen Gatten. Davon singen wir in unseren erzgebirgischen Liedern um die Weihnachtszeit:

Do gieß ich mei Blei
Durch dan Arbschlüssel nei,
Bill saah, wos mei Maad
Für e Handwart ward sei.

Im „Heiligen - Ohnd-Lied“ werden wir lebendig in die Szene eingeführt. Eins der bleigießenden Mädchen hat „waden“ (Nägel) gegossen und schließt daraus, daß sie einst einen Nagelschmied heiraten wird:

„Ich gieß sei erscht!
Wan krieg ich dä?
Satt har! —
En Zwadenschmied!
De Karlin' lacht:
Die denkt gewieß.
Ich maan' ihn Richter-
Fried!“

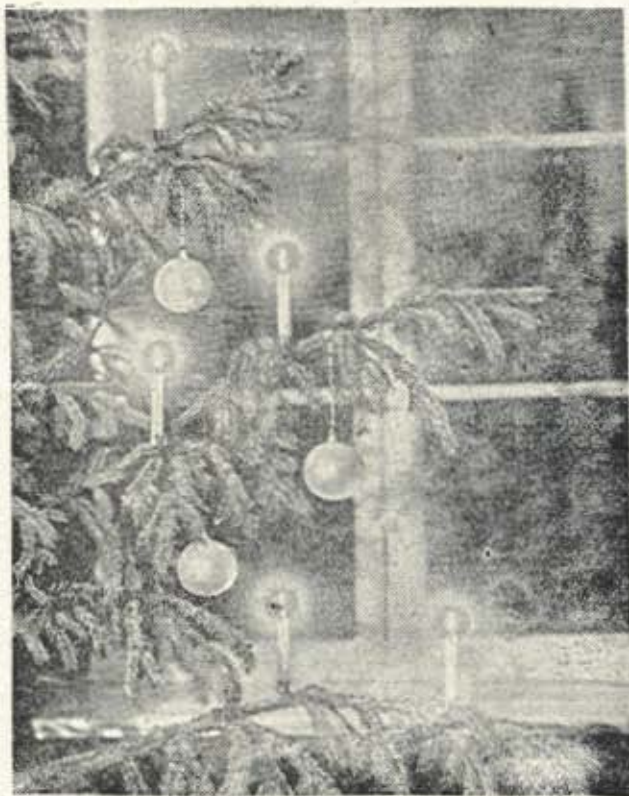
E. John (Annaberg) weist in seinem Buche: „Aberglaube, Sitte und Brauch im sächsischen Erzgebirge“ darauf hin, daß die Figuren des Bleies und des in Wasser geschlagenen Eies nicht nur Aufschluß über den zukünftigen Gatten geben. Aehnelt z. B. das Gebilde einem

Sarg, so stirbt der wißbegierige Mensch das kommende Jahr. Eigentümlich ist die Sitte, die John aus Annaberg und Sehma berichtet, einem Verstorbenen die Bleifiguren, die er einst gegossen und sich aufgehoben hatte, mit in den Sarg zu geben. Man sieht daraus, wie hoch das Volk diesen Brauch einschätzte.

Aus all dem ersieht man, wie weitverbreitet der Brauch des Bleigießens ist. Die Wissenschaft unserer Zeit ist unablässig bemüht, derartige Volksbräuche aufzuzeichnen und zu erforschen. Es ist darum gewiß auch nicht verwerflich, wenn man solche Ueberkommnisse alter Zeit im rechten Sinne pflegt. Nicht um törichten Aberglauben zu treiben und die Zukunft zu enthüllen, sondern um im Familienkreise sich an alten, überkommenen Sitten zu erfreuen und an der Deutung der wunderlichen Figuren die Einbildungskraft und den Witz zu üben, mag die alte Sitte des Bleigießens fortgetrieben werden, als eine Art harmlosen Gesellschaftsspieles.



Heit is dr heil'ge Ohnd, ihr Maad, kommt rei, mr giehn Blei.



Silvesternacht.

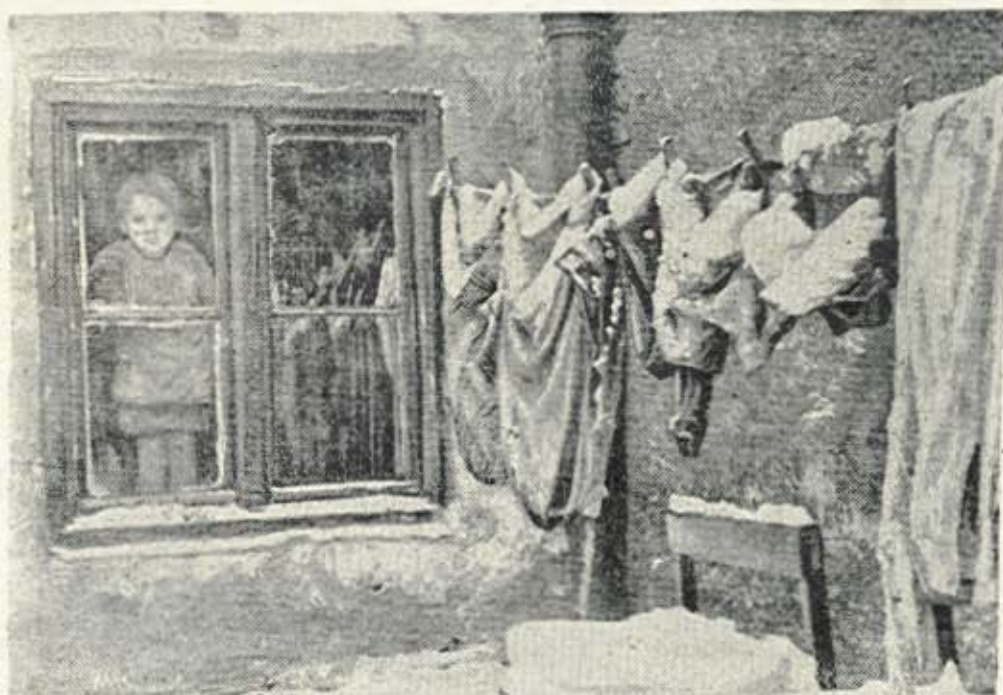
Kindheits-Erinnerung

Denk ich die schöne Zeit zurück, lebt die Erinn'ung
Stück für Stück,
O unsre Kinderweihnachtswelt, wie war sie köstlich
aufgestellt!

Ich gehe oft im Heimweh-
wind,
wenn Dämm'ung ihre
Fäden spinnt,
noch durch die lichtergoldnen
Gassen
und möchte eure Hände
fassen
und all die Jahre, die ver-
gangen sind.
Du Weihnachtslust in unsern
Bergen,
als noch das ganze, süße
Märchen
in unsrer Kindheitskammer
schief
und alter Herd und Kachel-
ofen
von Glück uns sang mit
frohen Strophen,
im Zeitehschoß noch alle
Sorge schlief.



(Zu nebenstehendem Bilde):
Der erste Schnee.



Gustav Adolfs Page

(4. Fortsetzung.)

„Eine kunstfertige Stadt,“ bemerkte der andere gleichgültig. „Tue mir der junge Herr der Gefallen, diesen Handschuh — es ist ein linker — zu probieren. Man hat mir in meiner Jugend bei den Jesuiten, wo ich erzogen wurde, die demütige und dienstfertige Gewohnheit eingeprägt, die sich jetzt für meine Hauptmannschaft nicht mehr recht schicken will, verlorene und am Wege liegende Gegenstände aufzuheben. Das ist mir nun so geblieben.“ Er zog einen lederen Reithandschuh aus der Tasche, wie sie damals allgemein getragen wurden. Nur war dieser von einer ausnahmsweisen Eleganz und von einer auffallenden Schlankheit, so daß ihn wohl neun Zehntel der wallensteinischen oder schwedischen Soldatenhände hineinfahrend mit dem ersten Ruck aus allen seinen Nähten gesprengt hätten. „Ich hob ihn draußen von der untersten Stufe der Freitreppe.“

Reubelling, durch den kurzen Ton und die befehlende Rede des Hauptmanns etwas gestoßen, aber ohne jedes Mißtrauen, ergriff in gefälliger Höflichkeit den Handschuh und zog denselben über die schlanken Finger. Er sah wie angegossen.

Der Hauptmann lächelte zweideutig. „Er ist der Eilige,“ sagte er.

„Nein, Hauptmann,“ erwiderte der Page befremdet, „ich trage kein so feines Leder.“

„So gebt mir ihn zurück!“ und der Hauptmann nahm den Handschuh wieder an sich. Dann erhob er sich langsam von seinem Stuhl und verneigte sich, denn der König war eingetreten.

Dieser tat einige Schritte mit wachsendem Erstaunen und seine starkgewölbten, strahlenden Augen vergrößerten sich. Dann richtete er an den Gast die zögernden Worte: „Ihr hier, Herr Herzog!“ Er hatte den Friedländer nie von Angesicht gesehen, aber oft dessen überallhin verbreitete Bildnisse betrachtet, und der Kopf war so eigentümlich, daß man ihn mit keinem andern verwechseln konnte.

Wallenstein bejahte mit einer zweiten Verneigung.

Der König erwiderte sie mit ernster Höflichkeit. „Ich grüße die Hoheit und stehe zu Diensten. Was wolltet Ihr von mir, Herzog?“ Er winkte den Page mit einer Gebärde weg.

Reubelling schlich sich in seine anliegende Kammer, welche, ärmlich ausgerüstet, ein schmaler Raum zwischen dem Empfangszimmer und dem Schlafgemach des Königs, dem ruhigsten des Hauses, lag. Er war erschreckt, nicht durch die Gegenwart des gefürchteten Feldherrn, sondern durch das Unheimliche dieses späten Besuches. Ein dunkles Gefühl zwang ihn, denselben mit seinem Schicksale in Zusammenhang zu bringen.

Mehr von Angst als von Neugierde getrieben, öffnete er leise einen tiefen Schrank, aus welchem er — wenn es gesagt werden muß — durch eine Wandspalte den König schon einmal — nur einmal — belauscht hatte, um ihn ungestört und nach Herzenslust zu betrachten. Daß sein Auge und abwechselnd sein Ohr jetzt die Spalte nicht mehr verließ, dafür sorgte der seltsame Inhalt des belauschten Gesprächs.

Die sich Gegenüberstehenden schwiegen eine Weile, sich betrachtend, ohne sich zu fixieren. Sie wußten, daß, nachdem die das Schicksal Deutschlands bestimmende Schachpartie mit vieldeutigen Zügen und verdeckten Plänen begonnen und sich auf offen Feldern verwickelt hatte, vor der entscheidenden, eine neue Page der Dinge schaffenden Schlacht das unterhaltende Wort

Von Conrad Ferdinand Meyer.

nicht am Plage und ein Uebereinkommen unmöglich sei. Diesem Gefühl gab der Friedländer Ausdruck. „Majestät,“ sagte er, „ich komme in einer persönlichen Angelegenheit.“

Gustav lächelte kühl und verbindlich.

Der Friedländer aber begann: „Ich pflege im Bette zu lesen, wenn mich der Schlaf meidet. Gestern oder heute früh fand ich in einem französischen Memoirenwerke eine unterhaltende Geschichte. Eine wahrhaftige Geschichte mit wörtlicher Angabe der gerichtlichen Deposition des Admirals — ich meine den Admiral Coligny, den ich als Feldherrn zu schätzen weiß. Ich erzähle sie mit der Erlaubnis der Majestät. Bei dem Admiral trat eines Tages ein Partisan ein, Postrot oder wie der Mensch hieß. Wie ein halb Wahnsinniger warf er sich auf einen Stuhl und begann ein Selbstgespräch, worin er sich über den politischen und militärischen Gegner des Admirals, Franz Guise, leidenschaftlich äußerte und davon redete, den Lothringer aus der Welt zu schaffen. Es war, wie gesagt, das Selbstgespräch eines Geistesabwesenden, und es stand bei dem Admiral, welchen Wert er darauf legen wollte — ich möchte die Szene einem Dramatiker empfehlen, sie wäre wirksam. Der Admiral schwieg, da er das Gerede des Menschen für eine leere Prahlerei hielt, und Franz Guise fiel, von einer Kugel —“

„Hat Coligny so gehandelt,“ unterbrach der König, „so tadle ich ihn. Er tat unmenschlich und unchristlich.“

„Und unritterlich,“ höhnte der Friedländer kalt.

„Zur Sache, Hoheit,“ bat der König.

„Majestät, etwas Ähnliches ist mir heute begegnet, nur hat der zum Mord sich Erbietende eine noch künstlichere Szene ins Werk

gesetzt. Einer der Eiligen wurde gemeldet, und da ich eber beschäftigt war, ließ ich ihn in das Nebenzimmer führen. Als ich eintrat, war er in der schwülen Mittagsstunde entschlummert und sprach heftig im Traume. Nur wenige gestammelte Worte, aber ein Zusammenhang ließ sich erraten. Wenn ich daraus klug geworden bin, hätte ihn Eure Majestät, ich weiß nicht womit, tödlich beleidigt, und er wäre entschlossen, ja genötigt, den König von Schweden umzubringen, um jeden Preis oder wenigstens um einen anständigen Preis, was ihm leicht sein werde, da er in der Nähe der Majestät und in deren täglichen Umgang lebe. Ich weckte dann den Träumenden, ohne ein Wort mit ihm zu verlieren, wenn nicht, daß ich nach seinem Begehre fragte. Es handelte sich um Auskunft über einen schon vor Jahren in kaiserlichem Dienste verschollenen Rheinländer, ob er noch lebe oder nicht. Eine Erbsache. Ich gab Beiseid und entließ den Listigen. Nach seinem Namen fragte ich ihn nicht; er hätte mir einen falschen angegeben. Ihn aber auf das Zeugnis abgerissener Worte einer gestammelten Traumrede zu verhaften, wäre untunlich und eine schreiende Ungerechtigkeit gewesen.“

„Freilich,“ stimmte der König bei.

„Majestät,“ sprach der Friedländer, jede Silbe schwer betonend, „du bist gewarnt!“

Gustav sann. „Ich will meine Zeit nicht damit verlieren und mein Gemüt nicht damit vergiften,“ sagte er, „so zweifelhaften und verwischten Spuren nachzugehen. Ich stehe in Gottes Hand. Hat die Hoheit keine weiteren Zeugen oder Indizien?“



Während ballte der Gebrandmarkte die Faust.

Der Friedländer zog den Handschuh hervor. „Mein Ohr und diesen Lappen da! Ich vergaß der Majestät zu sagen, daß der Trummer schlank war und ein charakterloses, nichtsagendes Gesicht, offenbar eine jener eng anschließenden Larden trug, wie sie in Venedig mit der größten Kunst verfertigt werden. Aber seine Stimme war angenehm markig, ein Bariton oder hoher Alt, nicht unähnlich der Stimme Eures Pagen, und der Handschuh, der ihm entfiel und bei mir liegenblieb, sitzt selbigem Herrn wie angegoßen.“

Der König lachte herzlich. „Ich will mein schlummerndes Haupt in den Schoß meines Leubelfings legen,“ beteuerte er.

„Auch ich“, erwiderte der Friedländer, „kann den jungen Menschen nicht beargwöhnen. Er hat ein gutes, ehrliches Gesicht, das selbe lecke Bubengesicht, womit meine barfüßigen böhmischen Bauernmädchen herumlaufen. Doch, Majestät, ich bürgte für keinen Menschen. Ein Gesicht kann täuschen und — täuschte es nicht — ich möchte keinen Pagen um mich sehen, wäre es mein Liebling, dessen Stimme klingt wie die Stimme meines Hassers, und dessen Hand das selbe Maß hat wie die Hand meines Meuchlers. Das ist dunkel. Das ist ein Verhängnis. Das kann verderben.“

Gustav lächelte. Er mochte sich denken, daß der großartige Exportömming jetzt, da er durch seinen ungeheuerlichen Pakt mit dem Habsburger das Reich des Unausführbaren betreten hatte, mehr als je allen Arten von Aberglauben huldigte. Den inneren Widerspruch durchschauend zwischen dem Glauben an ein Fatum und den Versuchen, dieses Fatum zu entkräften, wollte der seines lebendigen Gottes Gewisse mit keinem Worte, nicht mit einer Andeutung ein Gebiet berühren, wo das Blendwerk der Hölle, wie er glaubte, sein Spiel trieb. Er ließ das Gespräch fallen und erhob sich, dem Herzoge für sein loyales Benehmen dankend. Doch griff er dabei nach dem Handschuh, welchen der Friedländer nachlässig auf ein zwischen ihnen stehendes Tischchen geworfen hatte, aber mit einer so kurzfristigen Gebärde, daß sie dem scharfblickenden Wallenstein, der sich gleichfalls erhoben hatte, seinerseits ein unwillkürliches Lächeln abnötigte.

„Ich sehe mit Vergnügen,“ scherzte der König, den Friedländer gegen die Türe begleitend, „daß die Hoheit um mein Leben besorgt ist.“

„Wie sollt' ich nicht?“ erwiderte dieser. „Ob sich die Majestät und ich mit unsern Armaden bekriegen, gehören die Majestät und ich — der Herzog wick höflich einem „wir“ aus — dennoch zusammen. Einer ist undenkbar ohne den andern, und“ — scherzte er seinerseits — „stürzte die Majestät oder ich von dem einen Ende der Weltschaukel, schlug das andere unfaßlich zu Boden.“

Wieder sann der König und kam unwillkürlich auf die Vermutung, irgendeine himmlische Konjunktur, eine Sternstellung habe dem Friedländer ihre beiden Todesstunden im Zusammenhange gezeigt, eine der anderen folgend mit verstohlenen Schritten und verhülltem Haupte. Seltsamerweise gewann diese Vorstellung trotz seines Gottvertrauens plötzlich Gewalt über ihn. Jetzt fühlte der christliche König, daß die Atmosphäre des Aberglaubens, welche den Friedländer umgab, ihn anzustechen beginne. Er tat wieder einen Schritt gegen den Ausgang.

„Die Majestät“, endete der Friedländer fast gemächlich seinen Besuch, „sollte sich wenigstens Ihrem Kinde erhalten. Die Prinzess lernt brav, wie ich höre, und ist der Majestät an das Herz gewachsen. Wenn man keine Söhne hat! Ich bin auch so ein Mädchenpapa!“

Damit empfahl sich der Herzog.

Noch sah der Page, welchem das belauschte Gespräch wie ein Gespenst die Haare zu Berge getrieben hatte, daß Gustav sich in seinen Sessel warf und mit dem Handschuh spielte. Er entfernte das Auge von der Spalte, und in die Kammer zurückwankend, warf er sich neben dem Lage nieder, den Himmel ansehend, dem seine bloße Gegenwart — wie der Friedländer meinte und er selbst nun zu glauben begann — ein geheimnisvolles Unheil bereiten konnte. „Was es mich kostete,“ gelobte sich der Verzweifelte, „ich will mich von ihm losreißen, ihn von mir befreien, damit ihn meine unheimliche Nähe nicht verderbe.“

Da er ungerufen blieb, schlich er sich erst wieder zum Könige in jener Freistunde, welche dann zu ihrer größeren Hälfte in gleichgültigem Gespräche verfloß. Wenn nicht, daß der König einmal hinwarf: „Wo hast du dich heute gegen Mittag umgetrieben, Leubelfing? Ich rief dich, und du fehltest.“ Der Page antwortete dann der Wahrheit gemäß, er habe mit dem Bedürfnis, nach den erschütternden Szenen des Morgens freie Luft zu schöpfen, sich auf das Roß geworfen und es in der Richtung des wallensteinischen Lagers, fast bis in die Tragweite seiner Kanonen getummelt. Er wollte sich einen freundlichen Verweis des Königs zuziehen, doch dieser blieb aus. Wieder nahm das Gespräch eine unbefangene Wendung, und jetzt schlug die zehnte Stunde. Da hob Gustav mit einer zerstreuten Gebärde den Handschuh aus der Tasche, und ihn betrachtend, sagte er: „Dieser ist nicht der meinige. Hast du ihn verloren, Unordentlicher, und ich ihn aus Versehen eingesteckt? Laß schauen!“ Er ergriff spielend die linke Hand des Pagen und zog ihm das weiche Leder über die Finger. „Er sitzt,“ sagte er.



„Sinnst der junge Herr nach Hause?“

Der Page aber warf sich vor ihm nieder, ergriff seine Hände und überströmte sie mit Tränen. „Lebe wohl,“ schluchzte er. „mein Herr, mein Alles! Dich behüte Gott und seine Scharen!“ Dann jählings aufspringend, stürzte er hinaus wie ein Unsiniger. Gustav rief ihn zurück. Schon aber erklang der Hufschlag eines galoppierenden Pferdes, und — seltsam — der König ließ weder in der Nacht noch am folgenden Tage Nachforschungen über die Flucht und das Verbleiben seines Pagen anstellen. Freilich hatte er alle Hände voll zu tun; denn er hatte beschlossen, das Lager bei Nürnberg aufzuheben.

Leubelfing hatte den gestreckten Lauf seines Tieres nicht angehalten, dieses ermüdete von selbst am äußersten Lagerende. Da beruhigten sich auch die erregten Sinne des Reiters. Der Mond schien taghell, und das Roß ging im Schritt.

Bei klarer Ueberlegung erkannte jetzt der Flüchtling im Dunkel jenes Ereignisses, das ihn von der Seite des Königs vertrieben hatte, mit den scharfen Augen der Liebe und des Hasses seinen Doppelgänger. Es war der Lauenburger. Hatte er es nicht gesehen, wie der Gebrandmarkte die Faust gegen die Gerechtigkeit des Königs geballt hatte? Besaß der Gestrafte nicht den Scheinlang seiner Stimme? War er selbst nicht Weibes genug, um in jenem fürchterlichen Augenblicke die Kleinheit der geballten fürstlichen Faust bemerkt zu haben? Gewiß, der Lauenburger sann Rache, sann Mord gegen das geliebte Haupt. Und in dieser Stunde unheimlicher Verfolgung und Beschleichen seines Königs hatte sich Leubelfing aus der Nähe des Bedrohten verbannt. Eine unendliche Sorge für das Liebste, was er besessen, preßte ihm das Herz zusammen und löste sich bei dem Gedanken, daß er es nicht mehr besitze, in ein beklommenes Schluchzen und dann in unbändig stürzende Tränen. Eine schwedische Wacht, ein Musketier mit schon ergreistem Knebelbarte, der den schlanken Reiter weinen sah, verzog den Mund zu einer

lustigen Grimasse, fragte dann aber gutmütig: „Sinnst der junge Herr nach Hause?“

Leubelfing nahm sich zusammen, und langsam weiterreitend, entschloß er sich mit jener Keckheit, die ihm die Natur gegeben und das Schlachtfeld verdoppelt hatte, nicht aus dem Lager zu weichen. „Der König wird es abbrechen“, sagte er sich, „ich komme in einem Regiment unter und bleibe während der Märsche und Ermüdungen unbekannt! Dann die Schlacht!“

Jetzt gewahrte er einen Oberst, welcher die Lagerstraßen wachsam abritt. Das Licht des Mondes war so kräftig, daß man einen Brief dabei hätte entziffern können. So erkannte er auf den ersten Blick einen Freund seines Vaters, denselben, welcher dem Hauptmann Leubelfing in dem für ihn tödlichen Duell sekundiert hatte. Er trieb seinen Fuchs zu der Linken des Schweden. Der Oberst, der in der letzten Zeit meist auf Vorposten gelegen, betrachtete den jungen Reiter aufmerksam.

„Entweder ich irre mich“, begann er dann, „oder ich habe Euer Gnaden, wenn auch auf einige Entfernung, als Pagen neben dem Könige reiten sehen? Wahrlich, jetzt erkenne ich Euch wieder, ob Ihr auch etwas mondenblau und schwermütig

aussehst.“ Dann, plötzlich von einer Erinnerung überrascht: „Seid Ihr ein Nürnberger“, fuhr er fort, „und mit dem selbigen Hauptmann Leubelfing verwandt? Ihr gleicht ihm zum Erschrecken oder eigentlich seinem Kinde, dem Bildfang, der Gustel, die bis in ihr sechzehntes Jahr mit uns geritten ist. Doch Mondenlicht trägt und hegt. Steigen wir ab. Hier ist mein Zelt.“

Und er übergab sein Ross und das des Pagen einem ihn erwartenden Diener mit plattgedrückter Nase und breitem Gesicht, welcher seinen Gebieter mit einem gutmütigen, stupiden Lächeln empfing.

„Mache sich's der Herr bequem“, lud der Alte den Pagen ein, ihm einen Felsstuhl bietend und sich auf seinen harten Schragen niederlassend. Zwei Windlichter gaben eine schwankende Helle.

Jetzt fuhr der Oberst ohne Zeremonie mit seiner breiten, ehrlichen Hand dem Pagen durch das Haar. Auf der bloßgelegten Stirnhöhe wurde eine alte, aber tiefeingeschnittene Narbe sichtbar.

(Schluß folgt.)

Nooch'n Feierohnd



De Weihnachtsversöhnung

Von Laura Herberger, Buchholz.

(Nachdruck verboten.)

Dr Röß'rt-Kurt un dr Minzn'r-Emil warn Schulkamerad'n gewa's'n un warn aa miteinann'r konfirmiert wurn. Obr die zwä Kamerad'n war'n in ihrn Charakt'r grund'r'schied'n. Dr Röß'rt-Kurt war e schtill'r, flehig'r Mensch; dr Minzn'r-Emil obr kunnt, wenn nett alles geleich nooch senn Kopp gieng, sehr aufbraus'nd warn. Mit senn Fleiß in dr Schul' waarsch aa nett weit har. Dr Röß'rt soosch off dr arschin Bank un dr Minzn'r off dr viert'n. Raa Bunn'r, doß do bei dann dr Reid wuchs.

Nooch dr Konfirmation kam dr Röß'rt off dr Landwirtschaftlich'n Schul' un dr Minzn'r sollt e Schtellmach'r warn.

Wie dr Röß'rt aus dr Landwirtschaftlich'n Schul' entlo's'n war, larnet 'r bei senn Vat'r, dar e schiene Wirtschaft besooch, noch ne praktisch'n Tal.

Dr Vat'r hat sei halle Freid drib'r, wie geschickt sich sei Kurt aließ. Nooch en paar Gahrn, wenn ar jalt'r emohl ohgehalt'n war, miet naus off's Fald ze gieh, sei's nu bei dr Beschidung dr Fald'r odr bei der Arnd (Ernte), do brauchet 'r sich nett ze sorng, sei Kurt schtellet senn Mann.

Als ne Kurt sei Mut'r schtarb, die e tüchtige Bauerschfraz gewa's'n war, fahlet e starke Kraft. Ru, 's blieb ne Kurt nisch annr's ibrig, wie sich nooch enn'r Schtellv'rtat'rn imzolah, die gut drzung war un die in de Wirtschaft passet.

's dauret aa nett lang, hat'r e brav's Mad'l gesund'n, un nu war sei' Gelick voll.

Dr Zufall wollt, doß dr Minzn'r ugefahr im dieselbe Zeit e Mad'l aus'n Nachb'rhaus heiratet, un bei senn Schwieg'r-vat'r kunnt 'r aa de Schtellmach'rei miet neirich'n.

Obr, wiewohl 'r in dann gruß'n Dorf aa genunt ze tu' hat, packet'n doch jedsmohl dr Reid, wenn dr Röß'rt sette hoch-ausgelodene Hei- odr Betradfud'r eifah'n kunnt.

Emohl, wie dr Minzn'r seine Gans eitreib'n wollt, hat sich dar scharfe Hund benn Röß'rt lusgeriss'n un wie e Gen'r schoß 'r

off e fette Gans lus un biß 'r ne Hals durch. Dr Minzn'r war wür'nd un schleideret dann Hund en gruß'n Shtaa ennooch. Dann hat obr schie dr Röß'rt, dar gerod aus dr Holzschupp' lam, mit schtrentg'r Schtimm' zu sich gerufft un hart beschtoft.

Wie dr Knacht vun Fald kam, mußt 'r esufort zum Minzn'r gieh un freeng, wos dr Röß'rt fir die drbiffene Gans ze bezohln hätt?

Wuhl 's Dreifache mußt dr Röß'rt an Bart bezohln, obr 'r saht kaa Wort drgeng, weil 'r ahm ne Fried'n liebet. Sei Hund frieget drnooch e viel schtarkere Keet, doß 'r sich nett wied'r lusreiß'n kunnt.

De Weiber vun dann zwä Schulkamerad'n waren miteinann'r in dr Nachb'rchaft aufgewach'n un unn'r dann gob's kää Shtreit.

E fünf Gahr nooch'n Minzn'r sein'r B'rheirating wur 'r sehr krank. Dr Arzt wuhnet weit entfarn't un do machet de Minzn'r'n all'rhand Hausmitt'l. Obr 's wullt nett bess'r warn un emohl geg'n Ohmd kam se ganz ängstlich zum Röß'rt un saht, ihr Maa leg' in gruß'n Fieb'r; dr Röß'rt sellt nár esu gut sei, gleich emohl eizeshpanne un ne Arzt zu hühln. Dr Röß'rt sog sei Fraa mit en lange Blick aa, nocht zug 'r sich geschwind aa un schpannet ei.

's war 3 Woch'n vir Weihnacht'n un es war gewaltig kalt. Dr Röß'rt-Kurt trieb sei Psaar zr größt'n Eil aa un trof ne Arzt zum Gelick drhamm aa.

In darjaln Eil' gieng's wied'r zerick, noochdam sich dr Arzt noch e Tasch' mit all'rhand Infchtrument'n zeracht gemacht hat. Wie 'r ne Minzn'r unn'r'sucht hat, saht 'r ganz arnst: „Wenn Sie nach nur ½ Stunde spä'r geruf'n hätt'n, so wäre es um das Leben Ihres Mannes geschehen gewesen!“

Ze arsch't wur's Fieb'r geschwächt un nocht mußt dr Arzt en operativ'n Ei'griff virnamme, un dos war ne Minzn'r sei Rettung. Dr Arzt kam nu alle Tog, un en Tog vir'n heiling Ohmd saht 'r zum Minzn'r: „Run können Sie heiligen Abend feiern; die Gefahr ist überstanden. Sie haben in erster Linie Ihr Leben Ihrem Nachbar zu verdanken.“

Dr Minzn'r konnt' ne heiling Ohmd ball nett drwarten, un schie viermittig mußt sei Fraa ne Röß'rt-Kurt hühln. Wie dar zr Tir nei kam, schtredet 'r ne alle zwä Händ' entgeng un saht: „Kurt, fast Du mir orgab'n?“ Dr Kurt obr saht dodrauf: „Beste, wos heit de Eng'in finge? „Friede auf Erden“, un esu sell's aa bei uns klinge.“ Un fest drückt 'r ne Minzn'r de Hand.



Zon neie Gahr!

Lang wieder is a Gahr vrbei —
wie doch de Zeit vrgieht!
Schu tritt dos neie zu uns rei,
brängt frische Hoffning miet.

Von Rächtturm, über Barg un Tol,
schallt friedlich 's Glodengeleit.
Ja, ruhe soll nu überol
dar Zwist, dar Kampf un Schtreit.

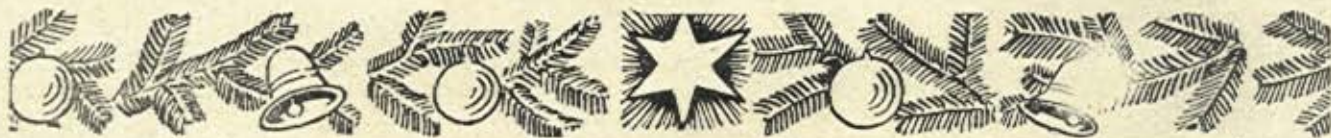
Vrbei is ällszamm, wos do war;
äh Wunsch nār is ze här'n:
Möcht' mit dan liebe neie Gahr
'ne bess're Zeit ei'fährn!

Rām' doch in jedes Stüwl nei
Gelik, Zefriedenhāt,
z'r alten Lieb de alte Trei —
'orzüm: Gemietlichkāt!

Of Barg un Tol, in Wald un Fald
brät' aus sich Glid un Segn,
domit zon Brut, Verdienst un Gald
sich alle Hände regn!

Su steig' dar Hamit Tog vr Tog
'ne schin're Zukunft rauf,
bis wag is alle Rut un Klog'! —
Dozu half Gott! Glid auf!

Bernh. Bräuner, Leipzig.



Was im Jahre 1934 geschah

Einige der wichtigsten Ereignisse des abgelaufenen Jahres. Oben von links nach rechts: In Wilhelmshaven lief der neue Panzerkreuzer „Admiral Graf Spee“ vom Stapel; in Marseille erlagen König Alexander von Jugoslawien und der französische Außenminister Barthou einem Attentat, das Europa fast an den Abgrund eines neuen Krieges führte; an der nordamerikanischen Küste brannte der Dampfer „Morro Castle“ vollständig aus, unzählige Opfer fordernd (eins der Rettungsboote auf dem ausgebrannten Schiff, das bei der allgemeinen Kopflosigkeit gar nicht zu Wasser gelassen worden war). Unten von links nach rechts: Der Führer auf dem Reichsparteitag in Nürnberg; im Tannenberg-Denkmal wurde Reichspräsident v. Hindenburg zur letzten Ruhe geleitet; London stand im Banne der Hochzeit des Prinzen Georg mit der Prinzessin Marina von Griechenland.

